


BENJAMIN ALIRE SÁENZ

**ALLES
BEGINNT UND ENDET
IM KENTUCKY CLUB**

Leseprobe

Aus dem Englischen von
Sabine Hedinger

Ripperger & Kremers
VERLAG 

Originalausgabe:
»Everything Begins and Ends at the Kentucky Club«
© 2012 by Benjamin Alire Sáenz. All rights reserved
Published by Cinco Puntos Press, El Paso

Erste Auflage 2014
© für die deutsche Ausgabe:
Ripperger & Kremers Verlag, Berlin 2014
Übersetzung: Sabine Hedinger
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: © plainpicture/Design Pics
Umschlaggestaltung: Vera Eizenhöfer
Gesetzt im Verlag aus der Fiesta und der Espinosa Nova
Gedruckt auf alterungsbeständigem und säurefreiem Schleipen
FSC zertifiziert
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-943999-15-0

www.ripperger-kremers.de

Inhalt

BEI DEN FRAUEN	7
DIE KUNST DES ÜBERSETZENS	43
DIE REGELN MEINES VATERS	67
BRUDER IN EINER ANDEREN SPRACHE	107
MANCHMAL IM REGEN	133
DEN DRACHEN JAGEN	167
EIN LEIDVOLLES SPIEL	209

MANCHMAL IM REGEN

Immer ist eine Knarre parat – selbst wenn du sie nicht sehen kannst. Immer ist ein Finger irgendwo in deinem Hirn, ein Finger, den es juckt, an den Abzug der Knarre zu kommen, die immer parat ist.

Und wenn die Knarre dann losgeht, denkst du an jedes bisschen Scheiße, das dir je passiert ist: den schrecklichen Tag in der zweiten Klasse, als du so in Eile warst, dass du dir die Vorhaut im Reißverschluss eingeklemmt hast und ruckzuck ins Krankenhaus musstest, wo dann die ungeplante Beschneidung stattfand; den Abend im Winter, als Rose dir so lange ins Gesicht schlug, bis deine Lippe blutete, als sie dich schlug, anbrüllte, trat, beschimpfte – und all das, weil du ihr die Nachricht überbracht hattest, dass ihr Mann bei einem Unfall ums Leben gekommen war; den Moment, als dein Vater dir zuflüsterte, du würdest nichts taugen – obwohl er da schon im Sterben lag.

Es könnte jederzeit passieren. Der Finger reckt sich, legt sich um den Abzug, und eine Kugel schwirrt durch die Luft. So läuft es mit der Erinnerung. Die Knarre, der Abzug, der juckende Finger, die Kugel: eine CD, die lief, als ich die verlassenere Straße in New Mexico entlang fuhr, Loui Armstrongs Song über den Sommer, über springende Fische, Badeseen und Angelruten – und ich nickend, flüsternd, die Worte mitsang, nicht wirklich sang, nur die Lippen bewegte. Und dann der Regen, der in Strömen niederkam. Da ging die Kugel glatt durch mich hindurch.

Und da war er. Brian Stillman.

Ich hatte nie Lust gehabt, auf Klassenbildern zu erscheinen. Hatte es immer geschafft, an dem Tag, wenn der Fotograf kam, die Schule zu schwänzen. Was mich zu einer Art Wiederholungstäter machte. In unserem Jahrbuch stand immer unter der albernen Karikatur, die mein Foto ersetzte, der Spruch: *Bin beim Angeln*. Als ich 1967 in die Highschool kam, war ich fünfzehn, sah aus wie zehn und benahm mich, als wäre ich dreizehn. Ich hasste mich, weil ich wie ein kleiner Junge aussah, ich wollte aussehen wie ein Mann, aussehen wie die Typen, die weiter entwickelt waren, nicht im Kopf, darum ging es nicht, nein, die Typen, die körperlich weiter entwickelt waren, die sich schon rasierten, aber die einen Scheiß darüber wussten, was Denken heißt. Denken war das Letzte, was die interessierte. Einige von denen, die in der Mittelstufe schon wie Männer aussahen, fingen mit dem Denken nicht mal an, bis sie in den Dreißigern waren. Und dann war es zu spät. Trotzdem wollte ich aussehen wie sie.

Brian Stillman gehörte zu denen, die körperlich weiter entwickelt waren. Hatte sich bestimmt schon seit der sechsten Klasse rasiert. Und hätte gut zu denen gehören können, die mit dem Denken erst anfangen, als es zu spät war. Aber er war anders.

Ich kannte ihn seit Anfang der Highschool. Wir hatten ein paar Fächer gemeinsam. Und waren beide im Geländelauf-Team. Ich fand Sport furchtbar und fand alle furchtbar, die etwas dafür übrig hatten. Ich passte nicht zu Brian Stillman und seinen Freunden, passte nicht zu den Trainern und ihrer Einstellung. Aber Laufen war für mich kein Sport. Laufen war mein Revier – der einzige Ort, wo ich hingehörte.

Es gab wirklich keinen Grund für mich, Brian Stillman näher kennen zu lernen. Nur, dass dann etwas passierte. Ich glaube, das fasst so ungefähr zusammen, was Leben bedeutet. Irgendwas passiert immer.

Es war im April 1970, also nur ein paar Wochen bis zum Highschool-Abschluss. Ich war doch noch eine Handbreit gewachsen und alle meine Pickel waren verschwunden. Damit konnte ich es tatsächlich aushalten, mich im Spiegel anzuschauen. Ich versuchte zu entscheiden, ob ich gut aussah oder nicht. Und hasste es, dass der Unterschied so viel ausmachte.

Es war an einem Donnerstag; ich hatte beschlossen, die Schule zu schwänzen. Ich weiß nicht, warum, aber ich brauchte keinen Grund dafür. Vielleicht lag es daran, dass ich an dem Tag den Wagen meiner Eltern hatte. Ein paar Mal die Woche durfte ich selbst zur Schule fahren – immer dann, wenn meine Mutter von ihrer Fahrgemeinschaft zur Fabrik mitgenommen wurde. Mein Vater hatte einen klapprigen alten Studebaker Truck. Hatte ihn blau lackiert. Die Kiste sah schick aus, fuhr sich beschissen – und ich durfte sie nicht mal anrühren. »Ist sowieso der letzte Schrott«, sagte ich einmal zu ihm, als er mich nicht damit fahren lassen wollte.

»Dieser Schrott ist mehr wert als du.« Das fasste die Meinung meines Vaters ziemlich genau zusammen.

An dem Tag hatte ich also die Familienkarre. Einen weißen Chevy Impala, zwölf Jahre alt. Leider hatte ich meine Brieftasche samt Führerschein verloren. Und nicht die Zeit gefunden, mir einen neuen zu besorgen. Mein Vater sagte, ich sei der mieseste Fahrer, der sich je hinter ein Steuer gesetzt hätte. »Du wirst bei einem Autounfall krepieren. Noch bevor du dreißig bist.« Aber meine Eltern hatten größere Sorgen, als mich ihr Auto fahren zu lassen. Mein ältester Bruder saß im Knast – zehn Jahre für bewaffneten Raubüberfall auf einen 7-Eleven. Sie behaupteten steif und fest, er sei reingelegt worden. Ich wusste es besser. Mein großer Bruder war der übelste Arsch, den ich kannte. Das Wort *unschuldig* hätte ich nicht mal auf zehn Schritt Entfernung von ihm ausgesprochen. Meine Schwester, zwei Jahre jünger, war schwanger und lebte bei meiner Großmutter. Mein jüngster Bruder war an

Hirnhautentzündung gestorben. Trauer und Enttäuschung hatten sich bei meinem Vater zu Zorn gewandelt. Dieser Zorn richtete sich alsbald gegen mich. Ohne Führerschein Auto zu fahren, tauchte nicht mal unter fernern liefen auf der Liste der Dinge auf, um die sich meine Eltern Sorgen machten.

Ich steckte mir eine Zigarette an, drückte aufs Gas und flüchtete vom Schulparkplatz. Die vierte, fünfte und sechste Stunde waren die schlimmsten. Ich war in allen Fächern spitze. Warum also da noch rumhocken? Der Typ von der Sicherheitsfirma merkte nicht mal, dass ich das Schulgelände ohne Genehmigung verließ. Er war zu sehr damit beschäftigt, mit einem Mädchen zu flirten, das ihn, wenn er nicht aufpasste, genau dahin bringen würde, wo sich mein Bruder jetzt befand.

Ich hatte kein konkretes Ziel. Hauptsache weg von der Schule. Schule war die Hölle. Ich fühlte mich wie ein Eiswürfel am Schmelzen, gaaanz langsam. Wenn ich auch nur eine Sekunde länger hier bliebe, würde ich mich auflösen. Das Traurige daran war, dass es niemandem auffallen würde.

Zuerst fuhr ich in der Stadt herum. Nachmittags um halb zwei war hier nicht wirklich viel los. Las Cruces, New Mexico, machte um die Zeit Siesta – so sah ich das. An manchen Tagen konnte man echt meinen, dass die Stadt sich nicht mal zum Aufwachen bequemte.

Dann landete ich am Fluss – da, wo es alle hinzog, wo man sich besaufen oder bekiffen konnte, wo man ein Acht-Spur-Tonband einlegen und sich von Janis Joplin diese tollen Songs vorsingen lassen konnte, die zornig und traurig und rau und wunderschön waren. Der Schmerz von jemand anderem klang immer schön. Wenn das Band zu Ende war, konnte man es rausnehmen und *Abbey Road* einlegen und immer wieder hören. Ich lernte »She Came In Through the Bathroom Window« auswendig.

Ich stellte das Auto ab und legte Janis Joplin ein. Setzte mich auf die Motorhaube, rauchte, schaute raus aufs Wasser

und in den Himmel und dachte, dass ich ihm vielleicht nie näher kommen würde als jetzt.

Und dann sah ich Brian da stehen. Als wäre er urplötzlich aus dem Nichts aufgetaucht. »Hey«, sagte er, »kann ich ne Fluppe haben?«

»Klar«, sagte ich. Als wären wir Freunde.

Wir saßen auf der Motorhaube von meinem Impala und rauchten.

»Sie hat Schluss mit mir gemacht«, sagte er.

Ich sah ihn an. »Ach du Scheiße.« Ich glaube nicht, dass wir bisher überhaupt miteinander geredet hatten. Höchstens mal *Hi* oder einen Spruch wie *Was geht ab*. Die Sache war die, dass ich eigentlich nur mit Jungen wie mir abhing – Mexikanern, die zur Schule gingen, weil sie mussten, und zum Großteil nach der Schule und am Wochenende jobbten. Während Brian mit seinesgleichen zusammen war – Gringos, die zu den *Future Farmers of America* gehörten, die blaue Cordsakkos trugen und meinten, ihnen würde die ganze Schule gehören. So war es ja auch. Wer wollte es ihnen verdenken.

Ich glaube, er wartete auf ein bisschen mehr Kommentar als *Ach du Scheiße*. »Du magst sie immer noch?«

»Weiß nicht«, sagte er. Er stieß einen Laut aus, der wie ein Lachen klang. »Sie ist hübsch, echt. Aber sie heißt Beth«, sagte er.

Ich weiß nicht, warum ich das lustig fand, aber ich musste mitlachen.

So saßen wir da und lachten.

Wir rauchten. Wir redeten, allerdings nicht viel. Brian lag nicht viel am Reden. Ich war da anders. Ich redete wirklich gern. Reden und Schlafen, das waren meine beiden Lieblingsbeschäftigungen. Aber ich hatte nicht viel zu sagen, nicht zu Brian Stillman.

Ich merkte, dass er nicht so recht weiter wusste. Eines war sicher – er brauchte eine neue Mitfahrgelegenheit nach Hause.

»Sie hat dich also sitzen lassen.«

»Mehr oder weniger. Ich glaube, ich wollte sogar, dass sie mich verlässt. Es ist ja nicht so, als wollte ich sie heiraten.« Er zog an seiner Zigarette. »Gehst du noch mit Rosie?« Ich hatte nicht geahnt, dass er irgendetwas aus meinem Leben wusste.

»Nee. Rosie, das war mal.«

»Echt schade. Die ist in Ordnung.«

Rosie war tatsächlich in Ordnung. Und sie hatte recht getan, mich abzuservieren. Was sollte sie mit einem Typen wie mir? Ich steckte mir noch eine Zigarette an.

Er guckte auf seine Uhr. »Die Schule ist gleich aus.«

»Stimmt.«

»Ich hasse die Schule«, sagte er.

»Brian Stillman hasst die Schule? Wer's glaubt.«

»Wieso? Ich bin nicht klug. Nicht wie du.«

»Hör auf, so schlau bin ich gar nicht.«

»Wie viele Einsen hast du?«

»Na und?«

»Du kapiert den Stoff, Neto.«

Es war komisch, dass er mich Neto nannte. Bei den meisten Gringos lief ich einfach unter Ernie. »Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Wie machst du das? Der Lehrer fragt dich etwas und du antwortest immer, als hättest du das verdammte Schulbuch selbst geschrieben.«

Ich musste lachen.

»Wie hast du denken gelernt?«

»Keine Ahnung. Ich schaue eine Menge Filme.«

Da musste er lachen. Er schnippte seine Zigarette weg. »Also gehst du demnächst aufs College?«

»Ja. Klar. Warum nicht?«

»Hey, es gibt immer noch die Army.«

»Die Scheiß-Army kriegt mich nie. Da kannst du deinen Arsch drauf verwetten.«

»Also ich bin am Überlegen, ob ich mich melden soll.«

Ich schaute ihn an und schüttelte den Kopf. »Da draußen ist Krieg, Stillman. Hat dich niemand über dieses schmutzige kleine Geheimnis aufgeklärt?«

»Vielleicht werd ich sowieso eingezogen.«

»Nicht, solange du auf dem College bist.«

Er nickte. »Ich muss einfach raus hier.«

Ich nickte. »Das versteh ich.«

»Du solltest auch weg, Neto«, sagte er. »Du bist zu gut für diese beschissene Stadt.«

Yeah, zu gut. Als könnte es das geben. Wir rauchten noch eine miteinander.

Ich bot ihm an, ihn heimzufahren. Er lebte auf einer Farm gleich neben dem Highway 478. Sein Haus war etwa eine halbe Meile von der Straße entfernt. Wir redeten nicht viel während der Fahrt. Hörten einfach *Abbey Road*. Irgendwann streckte er den Finger aus. »Halt einfach da vorne. Den Rest geh ich zu Fuß.«

»Ich bring dich auch gern bis zur Haustür«, sagte ich.

»Lass mal. Mein Alter –«, er unterbrach sich mitten im Satz. »Das ist ein übler Typ.« Er machte ein ganz trauriges Gesicht. Diesen Ausdruck hätte ich weiß Gott lieber nicht gesehen. Denn dadurch wurde mir Brian Stillman sympathisch. Er drückte die Tür auf, um auszusteigen. Aber dann ließ er sich in den Sitz zurückfallen. »Läufst du eigentlich noch, Neto?«

»Manchmal.«

»Warum hast du das Team verlassen?«

»Geländelauf war nicht mein Ding.«

»Du warst der Beste. Dafür haben sie dich gehasst. Weil sie dich nie schlagen konnten.«

Ich nickte. *Yeah, schon klar, sie konnten mich nie schlagen.*

»Du hättest im Team bleiben sollen.«

»Da hab ich mich nicht besonders wohlgeföhlt.«

»Tja«, sagte er. »Dafür haben wir gesorgt, oder?« Er stieg aus. Dann steckte er den Kopf durchs Fenster. »Tut mir leid, dass ich so ein Arsch war«, sagte er.

»Ach, egal.«

»Oh nein, Neto«, sagte er, »das ist *nicht egal*.« Er machte das Victory-Zeichen und schlug die Autotür zu.

Ich sah ihm nach, wie er davon marschierte, über einen Feldweg, gesäumt von Pekannussbäumen.

Beim Weiterfahren dachte ich daran, wie traurig er ausgesehen hatte. Und an die ganze lange Zeit, die ich darauf verschwendet hatte, ihn zu hassen.

Am nächsten Abend war Party. Freitagabend, Hochsommer, Schulabschluss, Erwachsensein. Also Party. Das hieß, dass man sich auf die Suche nach Leuten machte, die ein Fässchen Bier organisiert hatten. Irgendwo am Fluss, wo man vielleicht ein Mädchen treffen und küssen konnte. *Und* mit viel Glück einen Kuss zurück bekam. Und mit noch mehr Glück sogar etwas dabei empfand. Vielleicht trafen wir uns deshalb am Fluss.

Die Schule war zu Ende und vielleicht, aber nur *vielleicht*, würde jetzt das Leben anfangen. Ich hatte mich an einem State College beworben und war zu meiner Überraschung angenommen worden. Ja, ich sollte sogar ein Stipendium von zweitausend Dollar bekommen, ein kleines Vermögen. Aber ich hatte mich auch bei der University of New Mexico in Albuquerque beworben. Und die hatte mir genau das gleiche Stipendium zugesagt. Nicht dass Albuquerque in weiter Ferne lag, aber es war weit genug weg. Ich hatte niemandem etwas davon erzählt, nicht einmal meinen Eltern. Noch wusste ich nicht, wie ich mich entscheiden sollte, aber ihren Rat wollte ich nicht. Ich wollte meine eigene Entscheidung treffen, ganz allein. Zugleich hatte ich das Gefühl, mich dauernd kneifen zu müssen. Ich, Ernesto Zaragoza – ich würde aufs College

gehen. An all das dachte ich, während ich auf José und Jimmy wartete, die mich abholen wollten.

Meine Eltern saßen auf der Veranda; mein Vater las die Zeitung, meine Mutter las (oder betete) ihre Novene. »*No te pongas marijuano, cabron.*« Mein Vater warf mir seinen berühmten Blick zu. Dieser Mann konnte mir in gleich zwei Sprachen Angst einjagen. Ein echtes Talent.

José kam im Jeep seines Vaters vorgefahren. Ich gab meiner Mutter einen Kuss und lächelte meinem Vater zu. »Keine Sorge, ich werd brav sein, Dad.« Das sagte ich immer zu ihm. Solche Sprüche machten ihn stinksauer. Eigentlich wollte er nicht mal, dass ich ein braver Junge war. Ich sollte ein Mann sein. Aber ein Mann, der kein Marihuana rauchte. Denn das war für ihn das Schlimmste.

José und Jimmy winkten meinen Eltern zu. Meine Mutter lächelte breit. Mein Vater blickte finster. José fand meinen Vater echt lustig. Ich habe nie so recht verstanden warum. Als hätten finstere Blicke auch nur irgendwas Lustiges.

Es gab fünf oder sechs Bier-Partys am Fluss. Fünf oder sechs, vielleicht auch sieben oder acht, jedenfalls hielt José beim Fahren Ausschau nach einer ganz bestimmten. Die gab sein Cousin Mike für ihn und seine Kumpel. Irgendwann streckte er den Finger aus. »Das da ist Mikes Truck.« Wir zogen an den wartenden Gästen vorbei, stiegen aus dem Jeep und absolvierten die Rituale des Händeschüttelns, der lässigen Umarmungen, die wir unseren Vätern abgeschaut hatten. Yeah, als wären wir Männer. Aber die Umarmungen verliefen nach festen Regeln und man musste dem anderen Kerl immer auf den Rücken klopfen. So funktionierte das.

Ich bekam ein Bier in die Hand gedrückt.

Die Sonne ging unter, ein leichter Wind kam auf und alles war perfekt. Ich fühlte mich fast glücklich. Ich erinnere mich nicht groß an Mikes Bier-Party. Irgendwann erschien Rosie in einer Gruppe von vielleicht sechs Mädchen. Dann kam die

nächste Gruppe Mädchen. Mädchen kamen immer im Rudel. Zur Sicherheit. So sah ich das. Und es machte mich traurig. Mir vorzustellen, dass sie sich schützen mussten. Vor Kerlen wie uns.

Rosie und ich redeten. Sie war sehr hübsch. Ich meine hübsch auf eine Art, um die sie von den meisten Mädchen beneidet wurde. Sie hatte etwas Natürliches. Manchmal wollte ich sie einfach nur anschauen. »Du solltest von hier abhauen«, sagte sie.

»Willst du mich verjagen?«

Sie lachte. Und gab mir einen Kuss auf die Wange. »Ich mag dich doch, du Idiot.«

»Warum hast du dann Schluss mit mir gemacht?«

»Weil wir eigentlich Freunde sind. Ist das vielleicht etwas Schlechtes?«

»Schon gut, schon gut«, sagte ich. »Aber ich darf wohl trotzdem ein bisschen beleidigt sein.«

»Bitte bloß das nicht. Ich will einfach keinen festen Freund. Ich will aufs College gehen und mein Leben anfangen. Mein eigenes Leben.«

»Ein Leben ganz für dich allein?«

Sie lachte. »Klingt doch schön, Neto, oder?«

Und dann merkte ich, dass ich loslachte. »Yeah, Rosie, das klingt echt schön.«

Sie lächelte. Sie sah aus wie ein Engel. »Ich hab eine Zusage für die University of Texas.«

»Austin? Im Ernst?«

»Im Ernst.«

»Stipendium?«

»Mit allem Drum und Dran.«

»Ich bin verdammt beeindruckt.«

»Und ich sollte mich bei dir bedanken.«

»Wofür?«

»Erinnerst du dich an die erste Zeit in der Highschool?«

»Wovon redest du?«

»Damals hast du mir vorgelesen.«

»Das hatte ich schon vergessen.«

»Es hat was bei mir in Gang gesetzt. Da draußen gab es wirklich andere Welten. Die du kanntest. Und die du mir auch zeigen wolltest.«

Sie lächelte mich an. Es brach mir schier das Herz, dieses Lächeln.

Ich steckte mir eine Zigarette an. Rosie nahm sie mir aus der Hand, nahm einen Zug. Küsste mich auf die Wange. »Du musst mir unbedingt schreiben.« Und ging weg, einfach so.

Mir war nicht besonders nach Party zumute. Aber vielleicht stimmte ja mit mir etwas nicht. Ich trank ein paar Biere und hörte ein paar Leuten zu, die eine Menge Blödsinn redeten. Irgendein Kerl versuchte, den Arm um Rosie zu legen. Sie packte seine Pfote und schob sie weg. »Geh dir die Hände waschen«, sagte sie.

Ich lächelte. Sie merkte, dass ich die Szene mitbekommen hatte. Und lächelte zurück. Rosie brauchte keinen Aufpasser. Auch das gefiel mir an ihr.

Ein paar Leute bauten ein Lagerfeuer. Es wurde allmählich dunkel und das Wetter war perfekt, und ich fühlte mich *wirklich* fast glücklich.

Irgendwann ging ich ein Stück weiter, zu einer anderen Party. Ich kannte ein paar Leute dort, niemand Besonderes, einfach Leute aus der Schule. Wir quatschten ein bisschen, vor allem über ein paar irre Sachen, die uns in der Schule passiert waren. Alle erinnerten sich an das Graffiti an der Turnhalle, mit dem der Rektor aufgefordert wurde, allen einen zu blasen. Netter Scherz. Yeah, Highschool eben. Es wurde viel gelacht. Ich fühlte mich allein. Was an sich nicht schlimm war. Es hatte was, sich allein zu fühlen. Manchmal war es besser als irgend so ein Gruppending.

Ich steckte mir eine Zigarette an und beschloss, mich an den Fluss zu setzen. Um über alles Mögliche nachzudenken.

Ich dachte gern über alles Mögliche nach. Meine Mutter nannte das Tagträumen. Mein Vater nannte mich faul. Beide hatten unrecht. Es war keine Tagträumerei und von Faulheit konnte keine Rede sein – in meinem gesamten Hirn war nicht eine faule Zelle.

Keine Ahnung, wie lange ich vor mich hin wanderte, aber ich entfernte mich ziemlich weit von den Lagerfeuern. Irgendwann fand ich einen guten Platz am Fluss, wo ich mir die Schuhe ausziehen konnte. Ich legte mich ans Ufer. Füße im Wasser, Sterne am Himmel. Einen Moment lang dachte ich, dass mein Leben vielleicht doch gut werden könnte. Und ich als glücklicher Junge, als glücklicher Mensch durchs Leben gehen würde. Aber mitten in meinem glücklichen Selbstgespräch hörte ich etwas. Erst wusste ich nicht, was es war, also verhielt ich mich ganz ruhig und lauschte. Doch sehr schnell erkannte ich die Laute. Sex. Da hatten Leute wirklich Sex. Ich musste lächeln. Yeah, irgendwer hatte heute richtig Glück. Ich wusste, dass ich so was wie ein Voyeur war, aber was hätte ich anderes tun können als still dazusitzen und zu lauschen?

Wer das Pärchen auch sein mochten, die beiden hatten es gut miteinander. Besser als es mir je ergangen war. Und dann kam er, der Sinn des Ganzen, der Höhepunkt. Warum riefen die Leute beim Orgasmus eigentlich immer *O Gott, o Gott?* Ich grinste mir einen ab. Aber dann merkte ich etwas. Etwas, das mich ziemlich durcheinander brachte. Da war kein Mädchen zugange. Weil jetzt geredet wurde und beide Stimmen Jungenstimmen waren. Ich lauschte einfach weiter. »Ich glaube, ich liebe dich«, sagte eine der Stimmen.

Und die andere Stimme sagte: »Bloß nicht.«

»Zu spät, Brian.«

»Weißt du, Jorge – ich meine – ich weiß nicht, was ich meine.«

»Du hast angefangen. Und jetzt ist es zu spät.«

»Es ist nicht zu spät.«